

Deutschen Rundschau

Nr. 106. Bromberg, den 12. Juni 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von Sophie Kloerss.

(17. Fortsetzung.)

Der große Tag war angebrochen.

Dunkel lag noch über der Stadt, die Turmuhr schlug sechs.

Pastor Rottmann war wachgeworden, wühlte behaglich in den warmen Federn und gedachte, noch ein kleines Stündchen in dieser stillen Beschaulichkeit seinen Gedanken Audienz zu geben. Er war ein Frühaufsteher, aber was tut der Mensch im Winter bei Dunkelheit und in ungeheizten Zimmern. — Eben schlurfte Mile draußen über den Flur, jetzt knackte es im Wohnzimmer, sie hatte wohl Herdglut in das Ofenloch geschoben und legte harziges Kienholz auf. So anheimelnd klang das. Man sah ordentlich die spitze, grellrote Flamme aufzüngeln.

Nun ein anderer Ton. — Der Kantor grüßte seinen alten Vorgesetzten und Freund. Die Glocken auf seinem Häuschen sangen:

„Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Es bleibt gerecht sein Wille.
Wie er fängt meine Sachen an,
Will ich ihm halten stille.“

„Luise“, flüsterte der alte Herr und tastete in der Dunkelheit nach der Hand seiner Eheliebsten, „hörst du ihn? Er weiß doch immer, was mir durch den Kopf geht. — Wir haben viel durchlebt, Luise, aber was Gott tut — nicht wahr?“ Und seine Stimme klang bewegt und gerührt.

„Ja, Rottmann, ja“, aber er sah ihr Gesicht nicht in diesem Augenblick, und vielleicht war das gut. Luise Rottmann konnte sich noch immer nicht damit abfinden, daß Gott ihre beiden Töchter vor ihr abgerufen hatte, daß die Gräber fern der Heimat lagen, daß im fremden Land — denn nicht wahr, Hannover und Mecklenburg waren doch fremde Länder? — Enkelkinder aufwuchsen, die sie nicht kannte, denen ihr Großmutterherz keine zärtlichen Worte geben konnte. — Doch sie widersprach dem alten Lebensgefährten nie, wenn er eine Meinung äußerte. Sie war noch nach alter Art erzogen worden, und ihre Schwiegertochter, die so unbekümmert mit ihrem Manne umsprang, die hatte sie nie begriffen. Leise verhallte das sanfte Klingen, die Minuten gingen still eine hinter der anderen durch die dunkle Stube, langsam kam ein matter Schein von den Fenstern her. Und die alte Turmuhr rief sieben. Dröhnen und schmettern. Sie fuhren beide in die Höhe — dann brach der alte Herr in Lachen aus. Die Schmalebecker Stadtkapelle brachte ein Ständchen. Und sie bliesen gewaltig die Backen auf, und ihre Lungen gaben her, was an Luft in ihnen war.

Die Menschen liefen zusammen auf dem Markt. Rottmann trat aus der Haustür und dankte im Namen seiner Eltern, und Frau Hanse ließ dampfenden Punsch bringen, und Anne und Gitta, warm angezogen, liefen mit Kuchenkörbchen, und Ilse erschien und schenkte die Gläser immer wieder voll, und als die Musikanten gegangen waren, kamen schon die ersten Boten mit Blumen und Geschenken, und der Trubel des großen Tages begann. Von elf Uhr an war Gratulationscour, zu der sogar Propst Lilie antrat, Propst Lilie, eigens aus Altona mit der Post eingetroffen, gewissermaßen als Glanzpunkt des Tages.

Wie er dastand, das Gläschen mit Madeira in der zierlichen weißen Greisenhand, den schmalen Kopf mit den silber-weißen Scheiteln ein wenig dem Jubilar zugeneigt, und mit seiner gütigen Stimme sagte: „Der Segen Gottes und die Liebe Ihrer Freunde mögen Ihr Leben so wie heute auch fernerhin jeden Tag in Sonne tauchen“, da wurden Frau Luisens Augen feucht, und sie sah ihren Rottmann an und gelobte sich ihm für die letzte Lebensspanne noch einmal und viel ernster und tiefer als an jenem Tag vor fünfzig Jahren.

Unruhe und Lachen und Sprechen. Gäste und Gaben. Enkel, die sangen, Freunde, die es so grenzenlos gut meinten, Lieferanten, die bei dieser Gelegenheit ein bißchen Gutes erwischten — in der Küche Mile und Mam Eggers, und überall Blumenduft und Kuchengeruch, und nirgends ein ruhiges Fleckchen für ein paar alte müde Leute. Bis endlich Hanse durchgriff und die alten Herrschaften in das Sprechzimmer des Doktors brachte. „So, Vater, so, liebe Mutter, nun ruht euch erst ein Stündchen hier auf dem Sofa. Bis es Kirchzeit ist. Sonst haltet ihr nicht durch den ganzen Tag.“

Ihr selber schwirrte der Kopf. Und immer einmal sah sie unruhig nach Ilse aus, denn die wollte ihr gar nicht gefallen. Was für dunkle Schatten das Mädchen um die Augen hatte. Wie es oft ganz in Gedanken versank, dreimal angerufen werden mußte, und sich dann mit übertriebenem Eifer in ein Gespräch oder eine Arbeit stürzte.

Nur einmal war sie ganz dabei gewesen, als Georg Grützmann eintrat, sein Riekchen am Arm, und hinter ihnen Pastor Jessen mit seiner glückstrahlenden Frau. Da hatte Ilse die Freundin in die Arme geschlossen und gesagt: „Du sollst so glücklich werden mein Riekchen, wie du es verdienst, und kein Mensch verdient es so wie du.“

Für Schmalebecker Verhältnisse war es ein bißchen viel auf einen Tag, eine goldene Hochzeit und eine Verlobung. Man mußte sich erst daran gewöhnen. Das Leben nahm ja plötzlich ein Tempo an — — Und als wollte es die Menschen aus einer Aufregung in die andere stürzen, kam mittags die Post und brachte die langerwartete und nun doch alles erschütternde Nachricht, daß Kristian VIII. zwei Tage zuvor heimgegangen sei.

Die Menschen, die das Rottmannsche Haus nach dem Gratulieren verließen, blieben auf der Straße stehen und redeten aufgeregt weiter.

Vor der Post stauten sich die Wißbegierigen, denn es war ein Schneider aus Kiel in der Kutsche gewesen, der hatte es dort als sicher gehört, und man konnte zum Abend schon den Hamburger Korrespondenten erwarten, der immer alle großen Ereignisse Schwarz auf Weiß brachte. Und dann — was wurde dann? —

Madam Eggers, mit fieberroten Wangen und heißen Augen wutschte immer hin und her zwischen Küche und Stube. Sie reichte Wein herum — an solchem Tag, wo die Haustöchter auch präsentierten, war das keine Erniedrigung — sie schnitt Torten, sie bot hier an und nötigte dort, und ihre Augen und Ohren waren überall.

Zitternd vor Erregung kam sie hinaus. „Mile. Mile. Er hat sie genommen. Der dicke Grützmann — — Hat sie richtig am Arm.“

„Unser Ilse?“

„Ach was, euer Ilse! Riekchen hat er. Und die Mutter! Sollst mal die Mutter sehen. — Na, wo er Geld hat wie Heu. Und sie hat mir drei Schilling abgezogen von der Gesellschaftshaube. Die alte Geizkruke. Das kann ihr

so passen." Sie lachte so laut und gellend, daß Mile ganz erschrocken herumfuhr. „Ja, wo was ist, da fällt was hin. Und mein Fiete — — och, der soll nicht mal auf die Schule. — Mile, ich sag' man, 'ne große Schweinerei ist das Leben."

„Was redest du denn? So sprichst du doch sonst nicht. Tust doch sonst immer so fein, Angeline — —"

Madam Eggers, mit fieberroten Wangen und heißen Augen, merkt, daß von der Sandtorte nur noch ein Eckchen übrig war und packte das eilig in ihren Korb. Fiete aß so gern Sandtorte.

„Nu haben sich die Alten büschen hingesetzt zum Schlafen. Nachher gehen sie ja in die Kirche. Was der Propst woll für 'ne Rede hält? Seit drei Tagen hat der Küster die Kirchenöfen geheizt, euer Doktor hat das Holz dazu geschickt. Ich war vorhin mal drin in der Kirche. Ist schon warm. Und am Altar alles voll Grün, hat Herr Milius geschickt. Und ein großer Teppich vor dem Altar, und — —" Sie verstaute schnell ein Gläschen Gelée mit in den Korb. Gelée hielt sich, das konnte man immer brauchen, und hier stand der ganze Keller voll von Eingemachtem. Es kam auf ein paar Gläser mehr oder weniger gar nicht an. Die Gläser — natürlich die Gläser brachte sie bei Gelegenheit wieder — o lieber Gott, nein, man war doch ein ehrlicher Mensch. Wie hätt' sie woll man eins von Frau Pastors Gläsern behalten können. — Da hatte auch noch ein Paket belegter Brötchen Platz. Waren vom Frühstück übrig geblieben, wären morgen doch man trocken gewesen. Und Fiete hatte immer solchen Hunger, wenn er abends von der Arbeit kam.

„Mile, nu kuck, nu geht ja woll der Propst mit Jessens weg. Hat ja en großen Pelz an. Ja, das rentiert sich, in Altona der erste bei der Kirche zu sein. — Na ja, na ja, ist noch nicht aller Tage Abend. Ob er woll zu Jessens mit reingeht?"

Der kleine zierliche Propst mit dem klugen Kopf ging mit hinein zu Jessens. „Wenn Sie ein Stündchen für mich Zeit haben, lieber Amtsbruder?" Wer hätte für solche Ehre keine Zeit gehabt?

Sie saßen in den roßhaarbezogenen Sorgenstühlen dicht am Ofen und rauchten eine Zigarre, und der Propst gab sich sehr menschlich und gar nicht als Vorgesetzter, versank dazwischen immer einmal in seine Gedanken, und Johannes Jessen konnte das Gefühl nicht los werden: Irgend etwas hat er auf dem Herzen. Er will nur nicht mit der Tür ins Haus fallen. —

So nach einer kleinen halben Stunde, da kam es. „Was ist das eigentlich hier in Schmalebeck, lieber Amtsbruder, für ein wunderliches Treiben mit anonymen Briefen? Man hat schon bei uns in Altona davon erfahren."

„Ja ja, das ist eine häßliche Sache, anständige Menschen werden angegriffen, und aus den kleinsten Harmlosigkeiten werden böse Klatschereien gemacht."

„Sind die Dinge immer harmlos?"

Jessen berichtete von der Reise an die Elbe, die eigentlich an den Rhein hätte gehen sollen, und wie der Whistklub wegen seines Prassens angegriffen sei, was doch gewiß Verleumdung, „wenn man ja auch sagen muß, daß die alten Herrschaften, die sonst nicht mehr viel vom Leben haben, sich gern bei der Gelegenheit einen guten Happen gönnen. Und daß verschiedene Kaufleute böse herunter gemacht wären, wegen schlechten Gewichts, und der Bäcker wegen seiner Unsauberkeit — —

„Nun also", sagte der Propst, „es ist wie überall bei solchen Dingen, ein Körnchen Wahrheit ist an der Sache. Man hätte auch dies Körnchen vermeiden sollen. Aber wir sind allzumal Sünder." Und plötzlich, scharf betont: „Das würde mich nicht erregen, wenn es sich nicht um einen Diener der Kirche handelte. Man hat auch Sie, lieber Amtsbruder, mit einem häßlichen Verdacht beworfen."

„Mich?" Johannes fuhr ordentlich hoch aus seinem Stuhl. „Was in aller Welt habe ich den verbrochen?"

„Sie können sich denken, daß ich auf anonyme Zuschriften nichts gebe. Doch diese haben sich dreimal wiederholt, und da ich befürchten mußte, daß man Sie auch an anderen Stellen in ähnlicher Weise angreifen möchte, kam ich herüber. Die goldene Hochzeit war nur der willkommene, unauffällige Vorwand."

„Aber um des Herrn willen, was kann man mir vorwerfen? Bin ich zu lax im Amte? Meine Frau meint es oft. Aber ich bin kein Streiter, ich habe mehr Mitleid und Erbarmen als Zorn. — —"

„Nein, es handelt sich nicht um Ihr Amt. Man spricht von Ihrem Privatleben."

Da hatte er überhaupt keine Antwort mehr.

„Es wird angedeutet, daß eine Dame in Ihrer nächsten Nachbarschaft sich Ihrer besonderen Neigung erfreuen dürfte. Daß Ihre Familie unter dieser unerlaubten, hm — Liebe litte. Daß Sie sogar mit dieser Dame einsame Fahrten über Land machten. Daß man nicht wissen könne, wie weit das alles ginge, sintemalen die Gärten durch ein Pförtchen verbunden wären, und man unauffällig herüber und hinüber schlüpfen könnte. Es heißt, daß bereits Gemeindemitglieder an dieser Sache Ärgernis genommen — —"

Da hielt sich Johannes Jessen nicht mehr. Auch ihn erfaßte einmal gerechter Zorn. „Das ist unerhört. Das kann nur auf eine einzige Frau gehen, denn die kleine Pforte zwischen den Gärten ist nur einmal vorhanden. Aber diese Frau anzugreifen, ist eine Gemeinheit. Jawohl, eine Gemeinheit. Der kann kein Mensch etwas nachsagen. Dafür lege ich meine Hand in das Feuer."

„Ihr Eifer ehrt Sie, lieber Bruder, aber ist er nicht etwas reichlich stark?"

Reichlich stark? Nun sah seine Unschuld am Ende schon wie Schuld aus? Jessen wußte nicht mehr was sagen. Ganz verdonnert starrte er seinen Vorgesetzten an, riß sich zusammen und sagte ganz klar und bestimmt: „Ich weiß mich frei von jedem schlechten Gedanken. Und Frau Doktor Rottmann, denn die ist gemeint, ist mir eine liebe Verwandte, wie mir das ganze Nachbarhaus lieb und zugehörig ist, weiter nichts. Und was die Fahrt betrifft — —"

Sie saßen noch eine weitere halbe Stunde bei einander, dann erhob sich der Propst. „Ich muß gehen. Um vier ist die Einsegnung, drei hat es schon geschlagen. Es tut mir leid, Ihnen vielleicht den Tag verdorben zu haben, aber da ich morgen in aller Frühe fahren muß — — Und schweigen konnte ich nicht."

„Ich danke dem Herrn Propst, daß ich nun weiß, was man redet. Ich hoffe, es wird mir gelingen, den Schreiber zu entlarven."

(Fortsetzung folgt.)

Die feine Zigarre.

Von Egid Filek.

Eigentlich hatte der Frühling nicht die amtliche Erlaubnis, in das Bureau des Hofrates Lehmann zu kommen; aber er kam doch. Man merkte sein Erscheinen an verschiedenen Anzeichen. Zunächst daran, daß die staubblinden Fenster von Amts wegen der österlichen Reinigung unterzogen wurden. Weiter an den Gesprächen der Herren Beamten. Die jüngeren redeten jetzt fast nur mehr von Urlaub und Sommerfrischen. Und die rangältesten Herren klagten über Rheumatismus.

Auch der alte Bureaudiener Horak spürte den Frühling. Nicht in seinen Knochen, die sehr widerstandsfähig gegen Temperaturschwankungen waren; auch war es ihm gleichgültig, ob das liebe Himmelslicht durch verstaubte Fensterscheiben einfiel oder durch gewaschene, weil er in seinem Amtsvorzimmer ohnehin das ganze Jahr hindurch bei künstlichem Licht arbeiten mußte.

Eine dunkle Jugenderinnerung sagte dem alten Horak, daß es draußen in der weiten Welt so etwas gebe wie Lerchenschlag, Blumenduft, grüne, schattige Wälder und blaue Berge mit sehnsüchtiger Aussicht in die Unendlichkeit des Raumes. Aber in einer fünfundzwanzigjährigen Bureautätigkeit verblassen auch die lebhaftesten Jugenderinnerungen. Allerdings merkte Franz Horak in jedem Frühjahr, wenn die alten Herren Rheumatismus und die jungen Urlaubsschmerzen bekamen, ein eigenartiges Kribbeln in der Herzgegend und er dachte regelmäßig daran, auch einmal irgendwohin aufs Land zu fahren; dann ging er ein paarmal in den Prater, setzte sich an einen hübschen Beobachtungsplatz, lauschte dem Rauschen in den Baumwipfeln und der Musik im Pavillon, fand aber zum Schlusse immer wieder, daß es eigentlich daheim am schönsten sei. Und wenn er das viele Geld zusammenrechnete, das er auf diese Art ersparte, empfand er eine so tiefe Befriedigung, daß er sich schmunzelnd eine leichte Zigarre anzündete und mit behaglichem Lächeln in dem bläulichen Rauch die herrlichsten Landschaften mit Hochgebirgsseen, Gletschern und dem tiefblauen Meer zu erblicken wähnte und dabei doch schön still auf seiner Praterbank saß. So verzehrte sich sein Leben gleich einem Stück feuchten Holzes, das im Feuer verglimmt und zu Asche zerfällt, statt rote Flammen schlagend und Funken sprühend, in Licht und Wärme zu verlodern.

Bei der Zusammenstellung von Reiserouten war der Horak einfach unschätzbar. Er wußte sämtliche Haupt- und Nebenlinien der Eisenbahnen auswendig, konnte die Sehenswürdigkeiten von Venedig und Nürnberg in der Reihenfolge des Baedekers an den Fingern herzählen und hatte alle Schnellzugsanschlüsse im Kopf. Darum unternahm auch der Hofrat alle Urlaubsreisen nach dem System Horak und war im höchsten Grade zufrieden, ebenso wie dieser mit dem dafür empfangenen Trinkgeld.

Heute mußte dasselbe besonders reichlich ausgefallen sein. Denn als der Alte wieder aus dem Bureau des Gewaltigen trat, strahlte sein verrunzeltes Gesicht und die

Gläser der Hornbrille glitzerten so fröhlich wie noch nie. Aber Horak hielt außer einigen Silberlingen diesmal noch etwas anderes in der Hand: eine dicke, dunkelbraune Zigarre, von einem breiten, rotgoldenen Leibgürtel umschlossen.

Ein paar Stücke dieser Sorte waren auf dem Tisch des Hofrates gelegen, und weil die Augen des alten Horak beständig daran hafteten, hatte der Hofrat in einer Anwandlung guter Laune gesagt:

„Na Horak, da haben Sie eine von diesen Canaillos oder Desperados oder wie das Zeugs heißt . . . Sie wissen ja auch ein gutes Kraut zu würdigen . . . he, he . . .“

Es war ein denkwürdiger Abend im ereignislosen Leben des Alten, als er nun in seinem kleinen Zimmer saß, die Reste einer dürftigen Mahlzeit vor sich, und mit bedächtiger Langsamkeit die kostbare Zigarre zwischen den Fingern drehte. Wo braunte man das Ding eigentlich an? Es war auf beiden Seiten so verdammt spitz . . . richtig, da ist das passende Ende. Horak zog sein Federmesser heraus, öffnete es, betrachtete die Zigarre noch einmal . . . und legte sie wieder hin.

„Warten wir noch ein wenig,“ murmelte er.

Auf dem Tische lag ein Brief. Der war von seinem Sohn und enthielt eine frohe Nachricht. Der Hans hatte seine juridische Staatsprüfung bestanden.

Der Alte lächelte vor sich hin. Er sah beinahe jung aus in diesem Augenblick. Der Schnellsieder, in dem das Teewasser brodelte, gab einen leisen, singenden Schein in das ärmliche Zimmer, auf die uralten Möbel, die sich ängstlich an die Wände drückten.

Ja, die jungen Leute, die können es doch noch zu was bringen. Ach ja, wenn damals seine Eltern das Geld gehabt hätten, ihn studieren zu lassen, dann wäre wohl was anderes aus ihm geworden . . .

Der Hans — ja der wird wohl einmal besser wohnen. Wird vielleicht auch in einem wuchtigen samtenen Lehnstuhl sitzen, wie der Hofrat Lehmann, und mit gnädigem Handwink die vielen Leute empfangen und verabschieden, die da auf dem teppichbelegten Korridor in ihren schäbigen schwarzen Röcken vor Demut erstarben.

Der Hans hat die Staatsprüfung gemacht!

Das wäre eine prächtige Gelegenheit, die Zigarre zu rauchen. Der Alte nimmt das Federmesser, will mit einem scharfen Schnitt die Spitze abtrennen, zögert, schüttelt den Kopf und legt Messer und Zigarre wieder hin.

Nein. Noch nicht. Bis der Hans eine Anstellung hat. Vielleicht wird sie durch das Abliegen besser. Und Horak nimmt eine leere Zigarrenschachtel, polstert sie mit Watte aus, legt das feine Ding so sorgfältig und liebevoll hinein wie eine königliche Mumie in ihren Sarkophag, und zündet sich nach vollbrachtem Werke seelenvergnügt seine altgewohnte Zigarre an.

In jener Nacht schlief er so ruhig wie noch nie.

Ruhig lag die kostbare Zigarre in ihrem kleinen Sarkophag und erwartete ihr Schicksal. Sie hatte lange zu warten. Von Zeit zu Zeit nahm sie der Alte heraus, freute sich wie ein Kind an dem Flimmern des rotgoldenen Leibgürtels und befühlte mit den Fingern das feine Deckblatt. Dann legte er sie wieder sorgsam auf das weiche Lager von Watte und schloß den Deckel.

Da kam einmal der Hans mit einer ganz unerwartet frohen Nachricht nach Hause. Er hatte eine Anstellung gefunden.

Der Alte saß auf dem schmalen Sofa und hielt die Hand des Sohnes zwischen den kühlen, trockenen Greisenfingern. Er sprach kein Wort, ließ sich nur erzählen — von den Aussichten, die der Hans bei der Finanz hatte, denn dort war er untergekommen.

„Mußt dich halt nach der Decken strecken“, meinte er nachdenklich.

Es war kein wortreicher Abschied, als er wieder fort mußte. Der Alte drückte die Hand des Sohnes vielleicht etwas länger und fester als sonst — das war alles. Ein banges Gefühl, dem er keine Worte verleihen mochte, schnürte seinen Hals zusammen. Er stand auf, ging zum Schrank und holte die feine Zigarre hervor. Unschlüssig schaukelte er sie zwischen den Fingern. Irgend etwas in seinem Innern rief unablässig: heute! heute! Er streifte sorgfältig die rotgoldene Binde ab. Aber als er das Messer ansetzte, fiel ihm ein: warum hatte er die Zigarre nicht dem Hans geschenkt? Der hatte doch noch viel mehr das Recht, sich etwas Gutes zu leisten!

Na, für diesmal war's zu spät. Aber wenn der Junge das nächste Mal zu ihm kommt — vielleicht schon als wohlbestallter Steuerbeamter — dann mußte er die feine Zigarre selbst rauchen. Er wird sie ihm von Herzen gönnen. Schließlich — wenn man es genau nimmt — ist ja eigentlich der Unterschied zwischen den Sorten nicht einmal so groß. Im Bureau hatte einmal einer der jüngeren Herren von einem Scherz erzählt, den sich der Hausherr eines vornehmen Hauses mit seinen Gästen erlaubte. Er wickelte gewöhnliche Zigarren in Stanniol ein — und die Gäste rauchten darauf los in der Meinung, echte Importen im Munde zu haben. Horak lachte. Er griff in die Tasche und holte eine ausgesuchte Zigarre heraus, ein schönes, gut geformtes Ding mit glatter, glänzender Haut, wie er sich's nur an hohen Feiertagen gönnte. Schmunzelnd schob er das „Strumpfband“ darüber, schnitt die Spitze ab und braunte an; selig lächelnd blickte er den kräuselnden Wolken nach und träumte von der Zukunft seines Sohnes.

Wann wird der Tag kommen, da sich diese Träume erfüllen — der beste, der schönste Tag seines Lebens . . .

Und es kam ein Tag, da waren die Vorhänge des kleinen Zimmers geschlossen, und es duftete süßlich nach Weihrauch und Blumen, und in der Mitte des Raumes stand ein Sarg, da lag der Alte, und über sein wachsgelbes Gesicht zuckte der Schimmer der beiden mageren, weißen Kerzen hin, die rechts und links von ihm in ihren hohen schwarzen Leuchtern steckten. Auf dem Schreibtisch lag die kostbare Zigarre.

Sein letzter Wunsch war, sie zu rauchen . . . mit den zitternden Fingern hatte er sie betastet und unverständliche Worte dazu gemurmelt, bis die Pflegerin sie aus seinen Händen nahm und an ihre Stelle ein Kruzifix legte.

Dann wurde er still . . .

Ein junges Gesicht beugte sich über den Toten und eine Träne fällt langsam und schwer auf die mageren Finger. Der Junge konnte weinen. Noch wußte er nichts vom Tode . . .

Zum letztenmal sah er sich um in dem ärmlichen Raum, der das Leben dieses Einsamen umschlossen hatte. Er trat zum Schreibtisch und nahm das an ihn adressierte Paket. Es gab wohl nicht viel zu ordnen in der kleinen Hinterlassenschaft. Aber hier konnte er doch nicht bleiben. Der Weihrauchduft, der Geruch des bescheidenen Straußes von halb verwelkten Blumen, der zu Füßen des Sarges lag, die billige Schleife mit der goldenen Aufschrift „Dem unvergeßlichen Kollegen‘, das alles war ihm unerträglich. Er drängte hinaus, in das Leben, das draußen unter den Fenstern im breiten Strom des Weltstadtverkehrs auf und nieder floß und ein leises Brausen bis in das stille Zimmer hinaufsandte.

Da fiel der Blick des jungen Mannes auf die dicke Zigarre. Er zuckte die Achseln. Sonderbar, daß der Vater solchen Luxus getrieben, während er ihn doch immer zur Sparsamkeit ermahnt hatte — sonderbar! Und im innersten Herzenswinkel regte sich eine leise Bitterkeit, kroch aus ihrer Höhle heraus wie ein böses Tier, wenn er auch den Gedanken immer wieder zurückscheuchte.

Mechanisch nahm er die Zigarre, wühlte mit den Fingern in der Westentasche, suchte vergebens sein Federmesser. Da trennte er mit einem scharfen Druck der Fingernägel die Spitze ab und warf sie in eine Ecke. Wie? Die Zündhölzchen auch vergessen? Zu dumm. Er näherte sich den flackernden Kerzen, stand einen Moment still, warf einen scheuen Blick ringsum . . . zündete die Zigarre an. War ein Lächeln über das tote Antlitz geglitten? Unsinn. Ein Lichtreflex, nichts weiter . . .

Und mit raschen, leisen Schritten verließ er den Raum.

Draußen im Vorzimmer blieb er stehen, seufzte leicht und schüttelte den Kopf. Dann aber schritt er hochaufgerichtet über die enge, dunkle Treppe hinab, hinaus in den Lärm der Straße, in sein Leben, das er vor sich liegen sah im klaren, hellen Sonnenschein der Jugend und Tatkraft.

Die hellblauen Wölkchen stiegen in die Luft empor und in tiefen Zügen sog er den Duft der köstlichen Zigarre ein. Langsam wurde es zu Asche, das fremde seltsame Kraut, das in fernen Zonen, unter glühender Äquatorsonne gewachsen war und wunderbares Aroma aushauchte — verglomm und verging gleich dem Leben des alten Mannes, der es seit vielen Jahren aufgespart für den Höhepunkt seines armseligen Daseins.

Carl Bechstein.

Zu seinem 100. Geburtstag.

Heute klingt die Tatsache fast unglaublich, daß noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts kein deutscher Künstler es wagte, im deutschen Konzertsaal ein deutsches Instrument (Klavier) zu spielen. Und heute, wie ganz anders, nicht nur in Deutschland, in ganz Europa, nein, sogar auch jenseits des „großen Teiches“, verlangt wohl jeder bedeutendere — nicht nur deutsche — Künstler einen deutschen Konzertflügel und überall ist auch ein solcher zur Stelle, sei es in Australien, in Japan oder sonst in einem entlegenen Winkel, wo ernsthaft Musik getrieben wird.

Das Verdienst, daß es so weit gekommen ist, gebührt, ohne Zweifel zum Hauptteil, dem vor 100 Jahren (am 1. Juli) in Gotha geborenen Carl Bechstein, dem Begründer der weltberühmten Pianofortefabrik in Berlin. Von Natur aus begabt mit emsigen Fleiß und zäher Ausdauer, hat er aus kleinsten Anfängen heraus ein Werk geschaffen, das heute internationale Berühmtheit genießt und zu den ersten seiner Art in der ganzen Welt zählt. Unbedingt müssen wir heute Carl Bechstein in die Reihe jener Bahnbrecher des vorigen Jahrhunderts stellen, die aller Welt Achtung vor deutschem Können und deutscher Arbeit abgerungen haben. Auch heute noch ist er in hervorragender Weise daran beteiligt, daß der deutsche Klavierbau an erster Stelle steht und die deutschen Klaviere den Weltmarkt beherrschen.

Als Kind unbemittelter Eltern verlebte er seine Jugendtage in harter Arbeit, reich an Entbehrungen. Seine Neigung und Begabung bewogen ihn, in die Lehre zu einem Klavierbauer nach Erfurt zu gehen. Hierauf ging er nach Dresden und dann, schon mit den nötigen Kenntnissen ausgerüstet, nach Berlin, wo er in den Dienst der damals rühmlichst bekannten Fabrik von G. Peran eintrat. Hier war beste Gelegenheit, die erworbenen Fachkenntnisse zu vertiefen und zu vervollkommnen. Sein Wissensdrang führte ihn hernach noch nach Paris, wo er in der Fabrik von Kriegelstein seine Kenntnisse bedeutend vermehrte. Bald jedoch zog es ihn in seine deutsche Heimat zurück. Wir finden ihn wieder in Berlin als Leiter der Peranschen Fabrik. Reich an Kenntnissen und Erfahrungen, machte er sich im Jahre 1853 selbständig und gründete in gemieteten Räumen in der Behrenstraße in Berlin ein eigenes Unternehmen, zuerst in allerkleinstem Stile. Die erste Zeit beschäftigte er nur einen Tischler. Die Instrumente baute er eigenhändig. Diese jedoch waren Meisterwerke und sein Ruf drang weiter und weiter. Prominente Musikergrößen der damaligen Zeit, wie Hans von Bülow, erkannten die aufgehende Bedeutung des deutschen Klavierbaues und prophezeiten diesem eine Zukunft.

Ein eifriger Förderer der Bechsteininstrumente wurde der Großmeister Franz Liszt. Interessierte sich dieser doch in ganz besonderem Maße für Verbesserung und Vervollkommnung der Tasteninstrumente. Aber auch andere Kunstgrößen, wie Vinzenz Lachner, Josef Rheinberger, Carl Reinecke u. a. m. waren sich in ihrem Urteil über Bechstein einig. Schon nach sieben Jahren mußte das Unternehmen um ein Bedeutendes vergrößert werden. 1860 erwarb zu diesem Zwecke Bechstein ein Grundstück in der Johannisstraße, das bis zur Ziegelstraße sich hinzog. Sein Ruf war auch schon ins Ausland gedrungen. Und da war es auch wieder Liszt, der in London für Bechstein eintrat. Die Nachfrage aus England wurde immer größer, so daß sich Bechstein 1897 entschloß, in London eine Filiale zu gründen. Den blühendsten Aufschwung nahm das Unternehmen in den Jahren 1880—1898. Auf den damals erworbenen Grundstücken in der Wiener-, Grünauer- und Reichenbergerstraße erfolgt heute der eigentliche Instrumentenbau. In der Johannisstraße geht in der Hauptsache die letzte Ausarbeitung vor sich. Heute bedecken die Fabriken ein Gelände von ca. 45 000 Quadratmeter. Gegen 1000 Arbeiter werden in diesen beschäftigt. —

Wie unendlich fleißig hat Carl Bechstein seine Erdenlaufbahn ausgenützt. Der Lohn blieb aber auch nicht aus. Sein Lebensabend war erfüllt an Freuden über das vollbrachte Werk. In seinen beiden Söhnen, die heute noch das Unternehmen zur Ehre deutscher Arbeit und deutschen Könnens fortführen, wußte er zwei tüchtige Nachfolger, als er im Jahre 1900 nach seinem arbeitsreichen Leben seine Augen für immer schloß. A. Hetschko.



Bunte Chronik



*** Der erste „Bubikopf“-Palast.** Der erste Friseurpalast auf dem Kurfürstendamm ist Berlins neueste Sensation, denn er beweist, daß die Entwickelung zur „Pracht“ nunmehr auch die Friseurläden ergriffen hat. Zwei Berliner Friseure kamen nun auf den Gedanken, einen „Frisierpalast“ zu gründen, der auch den höchsten Anforderungen genügt. Über der Tür des Geschäftshauses steht das einfache Wort „Figaro“. Der Vorraum, in dem der Kunde seine Überkleider ablegen kann, ist mit einer Bar verbunden. Ein Teeraum, in dem prachtvoll gekleidete Diener die Getränke reichen, dient zur Erholung der Damen. Die Säle, in denen Restaurations- und Frisierräume untergebracht sind, sind aufs prächtigste mit Marmor ausgestattet. Entzückend ist das Boudoir der Damen, wo die Schönen von Berlin Gelegenheit haben, gebubikopft, gewasserstofft, frisiert, manikürt, gefärbt, geschminkt und gepudert zu werden. Die Ausstattung dieser Räume ist den prächtigsten Zimmern ebenbürtig, die sich die Phantasie der Kinoregisseure erträumt. Ein Telephon neben jedem Stuhl gibt den Damen die Möglichkeit, auch während der langen Zeit, die sie hier zu verbringen gezwungen sind, das beliebte Gespräch mit der Freundin zu führen. Selbstverständlich gibt es hier auch Laboratorien, in denen die Frauen Hautpflege mit ultravioletten Strahlen und anderen wissenschaftlichen Hilfsmitteln betreiben können. Für die Herren sind ähnliche Prachträume eingerichtet worden, die allerdings männlich ernst gehalten sind und die Zierlichkeit der weiblichen Boudoirs vermissen lassen. Auch hier sind Telephone vorhanden, die für die Abwickelung geschäftlicher Verhandlungen notwendig sind. Ganz besonders entzückend ist das Paradies der Kinder. Ein besonderer Raum ist eigens für sie geschaffen worden, wo die angehenden Herren oder angehenden Bubiköpfe alle Zerstreuungen vorfinden, die sie zu Hause zu sehen gewohnt sind. Für die kleinen Herren sind Schaukelpferde da, um die Ungeduld während des Haarschneidens zu dämpfen; für die Mädchen gibt es Esel und Kamele, Puppen und andere schöne Dinge, die ihnen das traute Heim für die kurze Zeit ersetzen, während der sie genötigt sind, sich in den Räumen Figaros aufzuhalten. So ist für alle gesorgt in dem Palast Figaros, der zugleich Restaurant, Frisierraum, Teestube und Laboratorium ist. Es fehlt höchstens noch eine Theatertruppe zur Unterhaltung der Besucher.

*

*** Ein Hospital ohne Patienten.** Das Hospital in Dundalk in der irischen Grafschaft Louth soll jetzt nach einer anderen Stadt in derselben Grafschaft verlegt werden. Es hat seit seiner Begründung keinen Patienten gesehen, es liegt auch kein Grund vor, ihm jemals einen solchen zuzuführen. Das Krankenhaus verdankt seine Errichtung vor Jahren einer aus einem Mißverständnis entstandenen Panik. Ein fremdes Schiff lief damals auf den Hafen zu und signalisierte, daß man einen Lotsen schicken solle. Aus Unkenntnis oder Mißverständnis wurde aber eine gelbe statt einer roten Flagge gehißt. Die Hafenbehörden nahmen daher an, daß die Pest an Bord herrsche und der kleine Platz geriet in eine wilde Aufregung. Die Veröffentlichung der wirklichen Sachlage half gar nichts, und auf den Antrag eines Hafeninspektors wurde sofort einstimmig die Errichtung eines Isolierkrankenhauses beschlossen. Der Beschluß wurde mit Beschleunigung ausgeführt. So unterhält die Stadt seit 20 Jahren das Spital mitsamt einem entsprechenden Stabe. Aber es hat noch nie einen Kranken gesehen. Dem soll nun ein Ende gemacht werden.

*

*** Die erste Speisekarte.** Die Speisekarte ist für uns ein ebenso selbstverständlicher Bestandteil eines jeden Gasthauses wie der Kellner, der sie uns vorlegt. Wenige aber dürften wissen, daß ihre Geschichte nicht über das sechzehnte Jahrhundert zurückreicht. Die erste Speisekarte, von der uns die Geschichte zu erzählen weiß, tauchte im Jahre 1541 auf dem Reichstag in Regensburg auf. Bei einem Bankett, das die deutschen Fürsten und Gesandten sich gaben, hatte der Herzog Heinrich von Braunschweig einen langen Zettel vor sich auf der Tafel liegen, den er wiederholt mit sichtlichem Interesse zu studieren schien. Sein Tischnachbar Graf Hugo von Montfort verwunderte sich darüber und fragte schließlich den Herzog, ob er vielleicht gar eine geistvolle Rede oder eine erbauliche Predigt einstudiere, die er zu Nutz und Frommen der erlauchten Tafelrunde zu geben gedenke. Da reichte der Herzog dem Grafen den geheimnisvollen Zettel: der Küchenmeister hatte darauf „alle Gerichte und Trachten“ der Reihenfolge nach getreulich aufgezeichnet, so daß sich der Herzog mit seinem Appetit danach richten konnte, um ihn für seine Lieblingsspeisen aufzusparen. Diese Idee wurde von sämtlichen Fürsten sehr beifällig aufgenommen, und bald ahmte jeder die Speisekarte des Herzogs von Braunschweig nach.

Lustige Rundschau



*** Die letzte Rettung.** Der Lehrer erklärt in der Erdkunde, daß die Eskimos zum großen Teil vom Fisch- und Pelztierfang leben. Sie tauschen die Felle gegen andere Bedarfsartikel aus, wie wir Geld dafür geben. „Nun kommt es vor“, sagt der Lehrer weiter, „daß in einem Jahre der Fang so gering ist, daß die Eingeborenen für die Waren nicht genügend Felle geben können. Wie behilft sich da wohl der Eskimo?“ Stille ringsum. Da meldet sich ein Junge: „Er meldet Konkurs an, Herr Lehrer.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.